



KUBA: Kinder der Karibikinsel spielen gern mit ihren Hunden, so wie die beiden Jungen, die sich mit ihrem Dalmatiner am Malecón vergnügen, der Uferstraße an der Bucht von Havanna.

Doch seine Hauptaufgabe ist die Säuglingshygiene. Windeln kennen die Turkana nicht. Der Haushund ist dazu da, die Exkremente zu fressen und das Baby sauber zu lecken.

Das Verhältnis zwischen Mensch und Hund scheint in Lateinamerika wiederum alles andere als romantisch zu sein. Frank Garbers ist der Projektkoordinator für Süd- und Mittelamerika bei der Kinderhilfsorganisation Terre des Hommes. Er hat längere Zeit in dem Karibikstaat Guatemala gelebt und bereist regelmäßig den lateinamerikanischen Kontinent. Dort trifft er überall auf Straßenhunde, aber auch auf Straßenkinder. „In manchen Ländern“, berichtet Garbers, „kann man sich darüber streiten, wer nun schlechter behandelt wird, die Straßenkinder oder die Straßenhunde. Beiden geht es nicht gut.“

Wie es dazu kommt, dass Kinder auf der Straße leben, erklärt Garbers am Beispiel Peru: Dort gibt es im ländlichen Raum immer weniger Zukunftsperspektiven für die heranwachsende Generation. Der sich ausbreitende Bergbausektor drückt die kleinbäuerliche Landwirtschaft an den Rand. Wer überleben will, muss sich in den Bergminen verdingen, wie es viele Jugendliche tun, oder wandert in die Städte ab, meist in die Slums. Gewalt in der Familie lässt die Kinder von zu Hause weglaufen. So landen sie auf der Straße und versuchen, für sich selbst zu sorgen. Kinderarbeit ist in Peru weit

verbreitet. Sie ist historisch gewachsen und wird bis zum heutigen Tag akzeptiert. Auch gibt es in Peru ein Gesetz, das Kindern ab zwölf Jahren das Recht einräumt zu arbeiten. Viele Minderjährige aus armen Verhältnissen tragen also zum Lebensunterhalt ihrer Familien bei oder sorgen, wenn sie allein sind, für sich selbst. Sie arbeiten als Schuhputzer oder als Hilfskräfte auf den Märkten, sie reinigen die Windschutzscheiben von Autos, die an Ampeln warten. Und engagieren sich für bessere Arbeitsbedingungen. Nicht nur in Peru, auch in vielen anderen lateinamerikanischen Ländern schließen sich Kinder in Gewerkschaften zusammen, denn die Ausbeutung der Kleinen ist gewaltig, ganz zu schweigen von der Kinderprostitution und dem Einsatz als Soldaten.

Wer früh erwachsen wird, hat zum Lernen wenig Zeit und zum Spielen noch weniger. Wenn es dann doch einmal dazu kommt: Spielen Kinder in Lateinamerika mit den Hunden, die es überall gibt? „Nein“, sagt Frank Garbers, „das habe ich nirgendwo beobachten können. Straßenhunde werden vertrieben, mit Steinen beworfen oder weggetreten, wenn sie zu nahe kommen. Manchmal duldet man sie, bestenfalls nimmt man sie nicht wahr.“ Die Straßenhunde führten ein jämmerliches Leben, so Garbers weiter. „Man sieht ihnen häufig an, dass sie krank sind.“ Nach dieser ernüchternden Bilanz sieht es eher danach aus, als

habe Jeffrey M. Masson seinen Blick auf die Mensch-Hund-Beziehungen in aller Welt durch eine rosarote Brille geworfen. Als habe er vorgefunden, was er vorfinden wollte, und dabei die Steinwürfe und Tritte übersehen. Doch dieser Schluss wäre zu simpel. Denn ein Forscher gibt dem Autor Masson in seinem Optimismus recht.

Der amerikanische Biologe Dennis Turner lebt seit den Neunzigerjahren in der Schweiz. Er lehrt am Institut für angewandte Ethologie und Tierpsychologie, das er 1991 selbst gegründet hat. 2006 startete Turner eine langfristig angelegte Untersuchung in zwölf Ländern. Er wollte herausfinden, welches Verhältnis Menschen auf der ganzen Welt zu Haustieren haben. Die Studie nannte er einen „weltweiten Vergleich kultureller Unterschiede in der Haltung zu Haustieren, der Mensch-Tier-Beziehung und zum Tierschutz“. Mehr als sechstausend Fragebögen ließ er an zufällig ausgewählte Teilnehmer in insgesamt zwölf Ländern ausgeben, darunter in Brasilien, China, Jordanien und Israel. In den Jahren 2009 und 2010 kamen in drei Städten noch Zufallsbeobachtungen auf der Straße hinzu, darunter im indischen Chennai.

Das Fazit, das Turner aus seiner jahrelangen Studie zieht, ist verblüffend. Die Auswertung der Fragebögen habe ergeben, dass „die meisten Menschen weltweit Hunde als liebenswerte Tiere ansehen“. Auch bewerten sie das Zusammenleben mit Haustieren überwiegend positiv. Turner ermittelte in den Fragebögen zudem den religiösen Hintergrund der Teilnehmer und fand heraus: Die hundefreundlichste Gemeinschaft sind die Juden. Aber auch die Muslime bekannten sich zu einer generellen Sympathie für die Tiere, nur nicht so stark wie die jüdischen Studienteilnehmer.

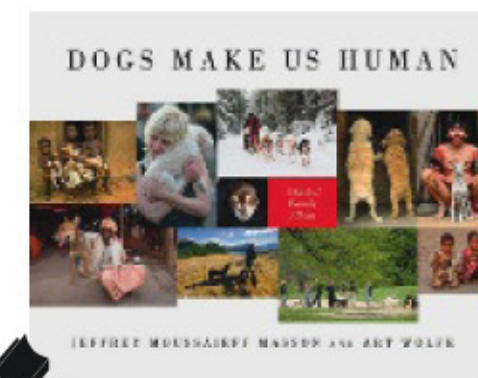
Bei den Straßenbeobachtungen in Chennai zeichnete sich ebenfalls ein erstaunliches Resultat ab. In der Metropole, die einmal Madras hieß, hatte sich Jahre vor Turners Untersuchung das indische Blaue Kreuz mit anderen Tierschutzorganisationen zusammengetan und sich für die Straßenhunde vor Ort eingesetzt. Die Streuner waren kastriert, gegen Tollwut geimpft und dort wieder freigelassen worden, wo man sie eingesammelt hatte. Das Programm verlief erfolgreich, in den vergangenen fünf Jahren gab es in Chennai keinen Fall von Tollwut mehr. Dies habe zu einer kompletten Verhaltensänderung der Menschen gegenüber den Straßenhunden geführt, sagt der Präsident des Blauen Kreuzes, Chinny Krishna: Statt sie wie früher zu vertreiben, ignorierten Passanten die Streuner nun weitgehend. Die Straßenbeobachtungen von Dennis Turner gaben Krishna recht: Wenn ein herumlaufender Hund überhaupt mit einer Reaktion bedacht wurde, dann mit einer freundlichen Geste, einem Happen Futter etwa, der für den Vierbeiner abfiel. „Ich konnte nicht eine einzige aggressive Handlung beobachten“, sagt Turner. „Weder zwischen den Hunden selbst noch zwischen Hunden und Menschen.“

Auch in einem anderen asiatischen Land wandelt sich derzeit das Verhältnis Mensch zu Hund. Und diese Wandlung ist, zumin-

dest was die Städte betrifft, „geradezu gigantisch“, wie es Christa Filipowicz von der Tierschutzorganisation Animals Asia Foundation ausdrückt. Sie findet in China statt. Ausgerechnet. Das Land ist im Westen eher für seine Liebe zu Hundefleisch bekannt, nicht unbedingt für seine Tierliebe. Diesen Eindruck möchte die Leiterin der deutschen Sektion von Animals Asia korrigieren. „Auch Chinesen sind tierlieb“, sagt Christa Filipowicz. „Sie riskieren mehr für ihre Tiere, als wir es tun. Sie gehen auf die Straße, um gegen die Massentötung von Streunerhunden zu protestieren.“

Innerhalb kurzer Zeit haben sich Tierschutzgruppen in China zusammengefunden. Vor zehn Jahren gab es noch keine einzige in dem riesigen Reich, heute unterstützt Animals Asia mehr als sechzig, verfolgt aber auch ein eigenes Programm. Es setzt dort an, wo Tierliebe oder ihr Gegenteil beginnt: bei den Kindern. Es heißt „Professor Pfote“ und besteht darin, dass chinesische Schulen mit einem Therapiehund über einen Zeitraum von vier Wochen besucht werden. Viele Kinder, die von ihren Eltern hören, dass Hunde schmutzig oder gefährlich seien, streicheln bei den Aktionen von Professor Pfote zum ersten Mal in ihrem Leben einen Hund. Sie überwinden ihre Scheu und lernen, wie man ein Haustier fürsorglich behandelt, sie gehen mit ihm spazieren, füttern und bürsten es. Und sie weinen, wenn die Zeit mit der tierischen Lehrkraft vorbei ist, weil sie den Hund fest in ihr Herz geschlossen haben.

Hat Jeffrey M. Masson also doch recht mit seiner Überzeugung, dass Kinder Hunde lieben, wenn man sie nur lässt? Eine einfache Antwort darauf gibt es nicht. Doch etwas kann man mit Sicherheit sagen, am besten mit den Worten von Christa Filipowicz: „Es tut sich viel Gutes, aber davon erfährt man sehr wenig.“



BUCHTIPP

„Dogs Make Us Human“ ist ein Bildband über die Freundschaft zwischen Mensch und Hund auf der ganzen Welt. Der Ausnahmefotograf Art Wolfe hat um die hundert Bilder zusammengetragen, der Bestsellerautor Jeffrey M. Masson einen anrührenden Text dazu verfasst. Schenken lassen! Bloomsbury (auf Englisch), ca. 19 Euro.